

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 5 (1915)

Heft: 7

Artikel: Stille Grösse

Autor: Fröhlich, Hanna

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634094>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

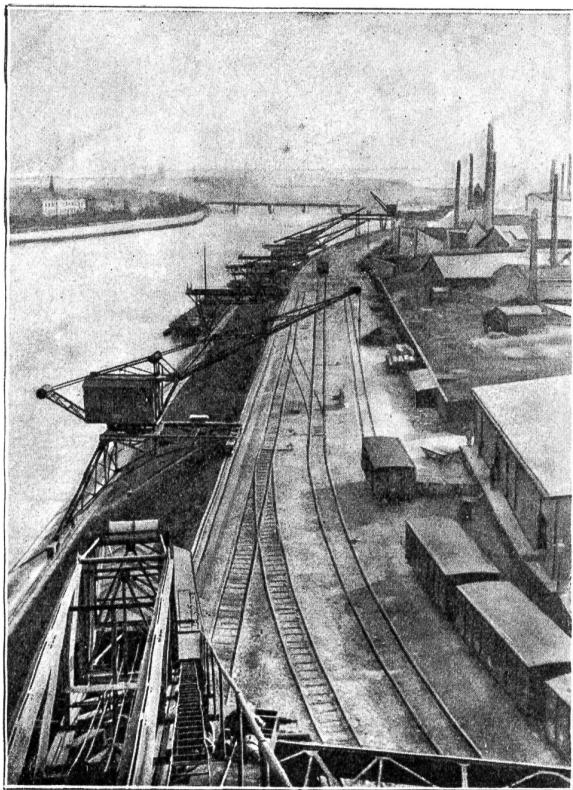
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das erstere Projekt wird von den Industriellen Kleinbasels und des Wiesentales begrüßt, die bei einer Umfrage



Die Basler Hafenanlagen. Blick über die 600 Meter lange Quaiumschlags-Anlage St. Johann.

einen Import von ca. 130 000 Tonnen Schiffsgüter in Aussicht stellten. Man rechnet auch mit der Entstehung

einer Schiffsbauindustrie in Kleinbasel, die die Schweiz von Deutschland unabhängig zu machen hätte. Ingenieur Gelpke rechnet aus, daß allein durch Ausbau des baselstädtischen Stromgebietes sich bei äußerster Unspannung der Umschlagseinrichtungen ein Jahresverkehr von 750 000 Tonnen erzielen ließe.

In Birsfelden alsdann soll der Umschlagshafen der schweiz. Bundesbahnen zu liegen kommen; es könnte hier ein Beden von ungefähr 90 Hektaren leicht errichtet werden. Alle Güter, die bisher von den Bundesbahnen in einem deutschen Rheinhafen, in Straßburg, Kehl, Karlsruhe oder Mannheim angenommen werden, würden dann in Birsfelden umgeladen. Dies ergäbe für die schweizerische Volkswirtschaft enorme Vorteile. Es steht der Ausführung dieser Pläne kein unerschwinglicher Kostenpunkt im Wege, die aufzuwendenden Kapitalien machen lange nicht die Summen aus, mit denen die schweizerische Eisenbahnpolitik zu rechnen gewohnt ist. So würde z. B. die Errichtung des Kleinbasler Hafens nur etwa 6—7 Millionen kosten. Auch die Bundesbahnen, die sich bisher immer gegen den Schiffahrtsgedanken mehr oder weniger ablehnend verhalten haben, müßten von dieser Neuordnung des Transitverkehrs mit der Rheingegend Nutzen ziehen. Ein wesentlicher Teil der Güter, die heute den Rhein-Rhonekanal außerhalb der Schweiz passieren, würden dann ihren Weg über Schweizergebiet nehmen, so die Asphalttransporte aus dem Transversatal, die bisher bei Verrières die Schweiz verliehen, ebenso die Bleitransporte von Antwerpen mit Bestimmung nach dem Industriegebiete von Belfort, die über Basel-Delle rollen würden. „Die dank der Schiffahrt den Bundesbahnen auffallenden Mehrtransporte“, schreibt Gelpke, „werden Hunderttausende von Gütertonnen ausmachen. So bildet die Festigung der handels- und verkehrspolitischen Siedlung Basels für die Schweiz ein ähnlich wichtiges Landesproblem, wie für Österreich die Entwicklung Triests, für Italien der Ausbau Genuas, für Frankreich die Stärkung Marseilles und für Deutschland die handelspolitische Machtstellung Hamburgs.“

□ □ Stille Größe. □ □

Einer Begebenheit nacherzählt von Hanna Fröhlich.

Der deutsche Pfarrer v. G., der großen Stadt Italiens, hatte die Weisung erhalten, mit seiner Gemeinde einen Dankgottesdienst zu feiern, für den Sieg deutscher Waffen in Lodz. Lang klopfte das Herz des würdigen Herrn — auch er hatte einen Sohn bei den Kämpfern — seinen Einzigsten — und wochenlang schon fehlte jede Nachricht von ihm. Aber er konnte und durfte nicht zeigen, wie bang ihm zu Mute war. Längst schon hatte er beobachtet, wie die Blicke seiner lieben Frau ihm scheu auswichen — die gute Seele! O, er durchdrückte sie ganz! Nun wollte sie ihm verbergen, daß ihr Mutterherz unter der bangen Sorge um den geliebten Einzigsten fast zusammenbrach und damit er die Tränenspuren nicht gewahr werden sollte, wich sie sogar seinem teilnehmenden Blicke aus. Als ob sie nicht getreulich immer, Freud wie Leid, zusammen getragen hätten, alle die Jahre! Und wenn sie sich nun gegenseitig etwas vormachten, von Mut und Kraft — und von Starlesein, ach, so geschah es einzig weil jedes vom andern wußte, wie sehr es litt und wie dennoch jeder Herzschlag, jeder Gedanke beim gemeinsamen Ziel und Endpunkt sich trafen — ihrem Jungen, ihrem geliebten Jungen! — Warum ihm nur so besonders schwer ums Herz war, heute, wo er abends den Dankgottesdienst abhalten sollte? Es galt dringend, die Gedanken sammeln für seine Predigt.

Wie mancher würde unter seiner Gemeinde sein, dem auch das Denken schwer wurde — und die bittere Frage

wofür — wozu? etwa für all das Elend, welches dieser Krieg über mich gebracht? stieg viel bereitwilliger empor zum Lenker der Schicksale, als ein Gebet.

Ihnen mußte er versuchen, heute Abend aufrichtende Worte zu finden, mußte zu überzeugen suchen, daß, wenn auch der Einzelne nicht so empfinde, man um der Allgemeinheit willen dennoch danken könne und müsse für solchen Sieg. Denn es sei etwas Großes, Herrliches um das Vaterland und wer nicht reinen Herzens sein Opfer darzubringen vermöge auf jenem Altar, wahrlich, der verdiente nicht teilhaftig zu werden all der Segnungen, die Einigkeit und treues Zusammenarbeiten jedem einzelnen bringen. — Bis hierher war er gelangt in seiner Dankespredigt — es ging erdrückend langsam vom Flecke heute; wie zum Hohne flang ihm Goethes Wort in den Ohren: ihr werdet niemals Herz zu Herzen schaffen, wenn es euch nicht von Herzen geht! — Traf dies nicht auch zu auf ihn? Ach, er vermochte sich des Bildes seines Jungen nicht zu erwehren, das immer wieder, zum Greifen deutlich, zwischen ihm und seine Gedankenarbeit drängte. Noch vermeinte er dessen liebe, sympathische Stimme zu vernehmen: „Vater, Mütterchen, nicht traurig sein — ich komme wieder! Und sollte dennoch ein schwarzes Los für mich bestimmt sein, dann seid versichert, daß ich wie ein Soldat zu sterben will, mein letzter Gedanke wird Euch gelten. Bis

dahin aber lebt wohl, Ihr Lieben — noch wollen wir hoffen, hoffen auf ein Wiedersehen . . .“

Es klopfte an seinem Studierzimmer, und auf seinen Ruf trat der Präsident des deutschen Kirchenvorstandes über die Schwelle. Warum nur plötzlich sein Herz mit Schlägen ausschlug? War es wohl der mitleidige Blick, den er aufgefangen zu haben wünschte? — Wie oft schon hatte er in letzter Zeit den würdigen alten Herrn bei sich empfangen, dem das schwere Amt zu Teil geworden, die Angehörigen der deutschen Gemeinde zu benachrichtigen, wenn einer ihrer Lieben auf dem Felde der Ehre gefallen war und der dazu schon so oft seinen — des Pfarrers — Rat eingeholt. Was focht ihn nur heute an, daß er darob erschrock? — „Herr Präsident, was verschafft mir die Ehre? Gilt es wieder eine der traurigen Nachrichten zu übermitteln, und wollen Sie meinen Rat, wie dies am schonendsten möglich sei?“

„Ja, Herr Pfarrer, Sie vermuten richtig, allerdings gilt es, einen herben Verlust anzukündigen und Sie dürfen mir glauben, wahrlich so sauer wie heute, ist mir mein trauriges Amt noch nie geworden.“

Wie seltsam — beängstigend-mitleidig hatte der alte Herr ihn dabei angeblitzt. Plötzlich fand er die Sprache wieder: „Herr Präsident, ich bin ein Mann — ich kann es ertragen — was ist's mit — meinem Sohn?“

„Hier meine Hand, Herr Pfarrer, ich sehe, Sie haben verstanden! Ja, es gibt schwere Schicksale auf Erden — der Schützengraben, worin Ihr Sohn sich befand, ist vom Feind in die Luft gesprengt worden, niemand kann sagen, lebt Ihr Sohn noch, als russischer Gefangener, oder ist er tot! Seien Sie stark, Herr Pfarrer — bei diesem furchtbaren Schlag würden Trostgründe nur als Phrase erscheinen — nur vergessen Sie eines nicht, noch bleibt Ihnen ein schwacher Hoffnungsfunk — man weiß ja nicht.“

„O, über diese Hoffnung, Herr Präsident!“ Bitter quoll es aus des Pfarrers Mund, „fast möchte ich wünschen, die Qual der Ungewißheit wäre gänzlich ausgeschaltet, denn etwas anderes ist es doch nicht! Meine arme, arme Gertrud, wie wird sie's tragen! O, unser Einziger!“ Nun tropfte doch eine Träne dem starken Mann in den Bart. Teilnehmend streckte der alte Herr ihm beide Hände entgegen: „Ihnen die nötige Kraft wünschen, für das ungewisse Leid zu tragen, ist leider alles, was ich vermöge, lieber Herr Pfarrer — ich möchte nicht zugegen sein, wenn Sie es der armen Mutter mitteilen, dabei ist jeder Dritte mehr als überflüssig — ich gehe, und seien Sie beide meiner innigsten Teilnahme versichert.“

Nun war er fort! — Den Kopf in beide Hände ge-

preßt, saß der Pfarrer noch lange hinter seinem Schreibtisch, als befürchtete er das Auseinanderbersten seiner Schläfen, ein Bild furchtbarster Seelenqual. War es denn möglich? Sein Junge, sein Einziger — niemehr würde die geliebte Gestalt über die Schwelle treten, niemehr würde er es hören, sein frisches, fröhliches: „Hier bin ich wieder, Papa, wie geht's?“ War es denn überhaupt denkbar! O, er war fürchterlich unerbittlich, dieser Krieg. — Und noch war das Schlimmste nicht überstanden, sein Weib, die geliebte Mutter seines Sohnes — würde sie nicht zusammenbrechen unter dem wuchtigen Schlag?! Aber er hatte nicht mit der Seelengröße gerechnet, die ein liebendes Weib besitzt, wenn es gilt, dem geliebten Mann Stütze zu sein. Sie trat nur ins Zimmer, dann wußte sie — ahnte sie alles! „O, sage mir nichts, Arthur — ich weiß — unser Kind, unser geliebter Sohn, er ist nicht mehr. Anderes vermöchte nicht, Dich zu solcher Verzweiflung zu bringen.“ Damit sank sie in seine Arme und weinte sich aus, an ihres Gatten treuem Herzen.

Doch mitten aus ihren Tränen fuhr sie geschäftig empor: „vergib, o vergib, Arthur, daß ich nur an mich denke — wer wird Dich nun vertreten heute Abend in der Gemeinde? Denn das kann niemand von Dir verlangen, kein Kaiser und kein Vaterland, daß Du am heutigen Tage eine Dankespredigt halten sollst, das ginge über Menschenkraft.“

Und dennoch, meine Gertrud, ich werde sie halten! Möchtest Du, daß ich so klein dastände, nun der Krieg mich selbst trifft — daß ich unfähig wäre, das selbst zu halten, was ich meiner Gemeinde predige in schwerem Leid? Möchtest Du wirklich, daß ich versage, nun es gilt, selbst auch Opfer zu bringen für das Vaterland?“

„Nein, Arthur, das nicht, aber das Schwere, was uns betroffen hat, ist so riesengroß, da könnte man verstehen, wenn . . .“ Er hob sanft ihren Kopf empor, „sieh mich an, Gertrud, glaubst Du, die zwei Millionen Menschen und wer weiß, vielleicht sind es noch mehr, die bis jetzt in allen Ländern zusammen gefallen sind während dieses furchtbaren Krieges — glaubst Du, sie wurden nicht auch geliebt? — Inniger wohl nicht, aber viele vielleicht genau so innig wie unser Kind — stelle Dir dieses Riesenweh richtig vor, erscheint da unser Schmerz nicht winzig klein, damit verglichen? Und sind wir als Eltern nicht trotz allem noch glücklich zu preisen, haben wir je etwas anderes als Freude erlebt, an unserm Jungen?“ — er stotterte, die Stimme versagte ihm. —

Und er hat sie dennoch gehalten, jene Dankespredigt, der deutsche Pfarrer von G . . ., nur als sie vorüber war, trug man ihn ohnmächtig nach Hause.

Zur Verständigung.*

Während die Wissenschaft und die Technik und der zu Lande, zu Wasser und in den Lüften gesteigerte Verkehr uns offensichtlich zur faktischen Anerkennung internationaler Gemeinschaft und damit zu einer allgemeinen Weltkulturdrägen, hat noch nie ein Krieg die kulturelle Gemeinschaftlichkeit des Zusammenarbeitens so intensiv unterbrochen, wie der gegenwärtige. Gerade weil schon so viele Gemeinschafts-Beziehungen und Gemeinschaftseinrichtungen bestehen, wird diese Untertreibung so schmerzlich und mit jedem Tage schmerzlicher empfunden.

Alle diejenigen, denen jene gemeinsame Weltkultur auch nur im geringsten am Herzen liegt, sind jetzt verpflichtet, mit aller Kraft und vollstem Ernst dahin zu wirken, daß diese Kultur aus der gegenwärtigen Not nicht nachhaltig

gebrochen, sondern aus den unsagbar ergreifenden Erfahrungen dieser Zeit eher gesicherter und gestärkter hervorgehe. In den bisherigen Kundgebungen gelehrter oder künstlerischer Körperschaften Deutschlands oder einzelner namhafter deutscher Intellektuellen ist aber das Gefühl dieser Pflicht noch nicht deutlich zum Ausdruck gekommen. In durchaus erklärlicher Weise haben diese Kundgebungen zunächst überwiegend die einmütige Begeisterung für die Verteidigung und Sicherung des Vaterlandes, sowie das dankerfüllte Vertrauen zu der Organisationskraft und dem Heroismus dieser Verteidigung zum Ausdruck gebracht, zugleich mit der Zurückweisung der gegnerischen Wahrheits-Entstellungen.

Es ist nun aber an der Zeit, daß die Deutschen, denen jedenfalls eine wesentliche Mitwirkung an der Erneuerung

* Wir entnehmen diesen Aussatz des bekannten Ethikers Prof. Dr. Wilhelm Förster, Berlin (Verfasser der „Jugendlehre“, gew. Professor in Zürich) der Wochenschrift „Die Menschheit“ (franz. Teil: « La Voix de l'Humanité »), die in Genf von einer Anzahl Friedensfreunde herausgegeben wird und die sich zur Aufgabe macht, durch gegenseitige Aussprache die geistigen Grundlagen eines künftigen dauernden europäischen Friedens zu schaffen. Der Zweck ist ein edler und verdient die Unterstützung aller Menschenfreunde.